

Reinhard Haneld Der Hedonistische Freispruch Lust, Laster und List des Genießens

Meine Damen und Herren,

es wird Ihnen auf dem Weg hierher kaum entgangen sein: Gerade rechtzeitig, sechs Wochen vor dem Fest, ist der Weihnachtsmarkt ausgebrochen. Immerhin wenigstens eine voraussehbare Katastrophe. Schlichtere Froh-Gemüter, 20 Millionen sollen es allein im Revier sein, zieht es alle Jahre wieder zum Rummel der Kitsch-Krämer und ambulanten Schlicht-Gastronomen. Während sie begeistert in den Miasmen von Reibekuchen, Glühwein und Fisch-Brötchen baden, zieht sich die verschnupfte Minderheit intellektueller Massenkultur-Verächter verbittert in die Grippe zurück, um das richtige Leben im falschen zu üben.

Aber um eine Kritik des alljährlichen Weihnachtswahnsinns soll es nicht gehen, die gehört inzwischen schon so zum Geschäft, daß sie auf den Christkindl-Märkten einen eigenen Stand erhält. Nein, Spezielleres ist von Interesse. Schon präventiv, noch vor Hereinbruch des normalen zyklischen Kaufrausches hatten Einzelhändler-Funktionäre im heurigen Krisen-Jahr, aufgepeitscht, entfesselt und wie besinnungslos verzückt vom erwartbaren Kassengeklingel, die Forderung in die Welt trompetet, man möge das bröckelnde Ladenschlußgesetz doch gleich vollends niedertrampeln und die Tore der Warenhäuser auch an den Adventssonntagen weit aufstoßen, damit freie Bürger endlich freien Zugang zu den Computerkassen bekämen.

Die Gier der Großkrämer trat derart ungeschminkt und lärmig auf, daß es die katholischen Hüter theologisch korrekter Weihnachtsmoral ruckartig aus dem kommoden Winterschnarchschlaf riß. Joachim Kardinal Meisner, dem es zum Jahresende in seinem Kölner Dom gern ein wenig wunderlich-kulturkritisch zumute wird, formulierte umgehend ein schlagfertiges Hirtenwort, nicht wie sonst immer gegen Pornokratie, Promiskuität und Homo-Unzucht, sondern paßgenau, als hätte man sie gerade entdeckt, gegen die obwaltende „Konsumbesessenheit der Deutschen“. Nun ist der Kardinal für anderes mehr bekannt als für besonders kluge Aussprüche, doch diesmal unterlief ihm etwas, das uns zu denken geben kann. Folgendermaßen aber sprach der Oberhirte zu den Gläubigen:

»Lasst Euch den Sonntag nicht nehmen, verteidigt den Sonntag, damit Ihr Mensch bleibt und genießen könnt, was Ihr Euch in den Kaufhäusern an den sechs Tagen kaufen könnt!« (zit. n. WAZ, 19. 11. 03)

Wie bitte? Für den Moment meint man, nicht recht zu hören. Hat der Herren Furien-Kardinal der Karnevalshochburg heimlich den Meßwein-Keller geplündert? Was redet er denn da daher? War man denn nicht theologischerseits bislang aus guten Gründen der Ansicht, der Sonntag gehöre der inneren Einkehr zu Gott, dem Kirchengang und der stillen Besinnung? Seit wann hat die Heilige Mutter Kirche den Sonntag gestiftet, damit die Leute sich der Sichtung und dem Genuß allwöchentlich blind zusammengeraffter Konsumwaren hingeben können? Und wieso bleiben wir nur »Mensch«, sofern wir am siebenten Tag der Schöpfungswoche ausgerechnet – unsere Plastiktüten auspacken und unsere Einkäufe genießen?

Ich weiß ja nicht.

Irgendwie scheint's mir den Hochwürdenträger zwischen klerikalem Mahn-Zwang und kirchenaustrittsbedingter populistischer Anbiederungslust aus der Kurve getragen zu haben. Ein Glaubensunfall sozusagen. Nur gut, daß keiner verletzt wurde.

Hedonismus heute?

Andererseits besitzt der theologisch verunglückte Mahn-Satz, sei es aus Versehen, sei es, weil die List der Vernunft gern krumme Wege wählt, ein bemerkenswertes philosophisches Wahrheitsmoment und sogar, wenn auch verborgen, eine hintersinnig anti-kapitalistische, links-kulturkritische Pointe. Vordergründig erteilt der Kardinal General-Absolution für weltlichen Kaufrausch: Sechs Tage in der Woche darf, kann, soll der Christenmensch getrost einkaufen, was der Beutel und der Überziehungskredit hergeben. Ins Bonbon-Papier dieses Ablasses ist aber eine bittere Pille gewickelt: »Mensch« ist er dadurch noch lange nicht! Sondern eben bloß Kunde, Käufer, Konsument. Oder nein, im Grunde noch nicht einmal Konsument, denn über das Kaufen vergißt er ganz den Verzehr, den Genuß, oder anders ausgedrückt: er vergißt über den Tauschwert den Gebrauchswert der Waren.

Dem Handel ist das gleichgültig: Zwischen Käufern und Konsumenten besteht für ihn kein Unterschied. Ob der Kunde den Schrott auch noch »genießt«, der ihm angedreht wird, spielt für die Umsatzbilanz keine Rolle, Hauptsache er kauft, und zwar so viel, so oft und so lange wie möglich.

Deshalb suggeriert das interessierte Einzelhandels-Kapital dem Publikum, Kauf sei schon Konsum und Konsum bereits *an sich* ein Genuß. Wie weiland Deutschlands popkultureller Ersatz-Heiland Herbert Grönemeyer sang: »*Ich glaub', ich kauf mir was / denn Kaufen macht so viel Spaß!*« – An diesem Punkt setzt der Kardinal seine subtile Kulturkritik an: Kauf ist gerade *nicht* Konsum und Konsum an sich noch kein *Genuß*: Ein Konsument ist noch kein Genießer, und wer kein Genießer ist, bleibt auch nicht Mensch!

Die Wirtschaft verlangt ungebremsten Konsum, läßt aber für den Genuß keine Zeit mehr. Am besten wäre es eigentlich, und vom logistischen Standpunkt aus vernünftigsten, die Einkäufe überhaupt gar nicht erst nach Hause zu tragen, sondern an Ort und Stelle entsorgen zu lassen. Das sparte Zeit für's Shoppen! Der selbstreferentielle Wahnsinn des Marktes macht aus der Ware tendenziell ein ungenießbares Un-Ding, dessen Gebrauchswert entweder fehlt oder nicht realisiert wird. Im forcierten und akzelerierenden Kaufrausch verlernt der Mensch das Genießen und verliert seine Humanität. Falls er ungefähr das gemeint haben und sagen gewollt hat – damit könnte der Kirchenfex sogar in etwa Recht haben!

Seltsame Affinitäten und Analogien also: Von Karl Marx zu Kardinal Meisner ist es, scheint's, nur ein kleiner Schritt. Ob unfreiwillig oder nicht, der Kölner Kleriker liefert der philosophischen Reflexion das Stichwort: Was hat es heute auf sich mit der Kultur des Genießens? Welche Spielräume bleiben dem Genuß in einer konsumistischen Gesellschaft? Noch immer tritt Generation für Generation auf den Plan mit dem festen Vorsatz, »das Leben zu genießen«. Aber ist es denn für Menschen noch genießbar? Und auch für den, dem es an Kaufkraft mangelt? Vor Jahren versprach eine Reklame für Instant-Kaffee noch »*Genuß sofort!*«. Sofort ist heute aber nicht mehr schnell genug. Der ultrahoch beschleunigte Genuß wird imaginär, das heißt, er bleibt faktisch auf der Strecke. Es gibt in unserer Republik zwar ein Verbraucher-, aber kein Genießerministerium.

Genuß kurbelt die Volkswirtschaft nicht an. Es sei denn, es gelänge, den Kaufakt selbst als Genuß erscheinen zu lassen. Dafür wurde die Freizeitaktivität des »Shoppens« erfunden: Der Selbstgenuß im Geldausgeben – ein ziemlich armseliges Lüstchen, wenn man es recht bedenkt, und ein bißchen beschämend und entwürdigend. Auch wer an das

Märchen vom Kunden als König nie hat glauben mögen, wird das Gefühl der Herabwürdigung nicht los: Im Trubel der Kauforgien empfindet man sich eher wie ein geldabsonderndes Nutztier, das gemolken oder geschoren wird; man ist nicht Mensch, sondern Gegenstand eines schönen Kalküls, ein Faktor in der Bilanz, ein Umsatztreibmittel.

Allerorten blökt man kontrafaktisch »*Geiz ist geil!*« und »*Wir sind doch nicht blöd!*«, weil man uns doch eben gerade für so blöd hält, Geiz für sein genaues Gegenteil, eine neue Form vermehrten Geldausgebens zu halten. Ist es unter diesen Verhältnissen nicht anachronistisch, noch vom Genuß und Genießen zu sprechen? Vom Lapsus Meisners abgesehen predigt man von den Kanzeln gerade zur Weihnachtszeit gern gegen den zügellosen Hedonismus unserer Zeit. Darunter versteht man die materialistische, zynische, konsumorientierte Fixiertheit auf sog. weltliche Genüsse und Freuden. Aber die Freuden sind ja längst schal und trostlos, die angebotenen Genüsse reichlich ungenießbar und der Hedonismus ist zu einer Ideologie pervertiert worden, die das Gegenteil von dem will, was unter ihrem Titel einmal gedacht wurde. Kann man heute, wo alle es zu sein meinen, eigentlich noch Hedonist sein? Denken wir einmal zurück.

Aristipp und Epikur

Vor 23 Jahrhunderten trat die Philosophie des Hedonismus in Athen erstmals auf den Plan, in zwei sehr unterschiedlichen Versionen oder Varianten. Ihre beiden Protagonisten waren von Herkunft, Temperament und Charakter her grundverschieden. Zunächst war da ein gewisser Aristippos von Kyrene, ein Kaufmanns-Sohn aus Libyen, betucht, lebenslustig, spöttisch, ein Weltmann, bis zum Zynismus immoralistisch, ein notorischer Freund von Prostituierten und dubiosen Polit-Mafiosi, der trotzdem auf seine Unabhängigkeit und philosophische Souveränität hielt. Er trat den Beweis an, daß man ohne Schuldgefühl und Über-Ich-Gemaule das Leben als rauschendes Fest genießen kann.

Auf der anderen Seite dann, acht Jahre nach Aristippos Tod geboren, ein stiller, schüchtern, hinfälliger, von chronischen Schmerzen geplagter Schulmeister-Sohn, Epikur, nüchtern, vorsichtig, genügsam, ein Idol der Ruhebedürftigen, Nichtraucher und Diät-Esser, zweifellos ein ausgemachter Fundamental-Abstinenzler und Asket, –

aber auch ein Mann mit großem Herzen und freiem Geist, der anderen wohl gönnte, was er selbst nicht vertragen und für sich daher meiden mußte. Aristipp liebte teure Anzüge, luxuriöse Bankette und schöne Frauen, Epikur hingegen vor allem seine Ruhe, die gelassene, schmerzfreie »Meeresstille der Seele«. Der eine, vital und umtriebig, ging bei Machthabern und Geldhaien ein und aus, stöberte auf dem Markt nach sündhaft teuren kulinarischen Spezialitäten, schäkerte mit den Huren, stritt mit dem Kyniker Diogenes und anderen Konkurrenten herum, immer schlagfertig, frech, nie um eine Antwort verlegen, dreist, vulgär, platzend vor Lebenslust und Sinnenfreude, ein Zecher, Prasser und Geniesser, ein hofierter Kunde der Luxus-Fisch-Händler auf der Athener Agora und Großabnehmer edelsten Weines aus Samos, ein sonniges Gemüt in Faßgestalt.

Der andere dagegen verschanzte sich scheu hinter den Mauern seines Gartens, gab den gütigen Patriarchen einer philosophischen Kommune, baute sich ein Haus, meditierte viel und schrieb lange Briefe, predigte seinen Anhängern die Wonnen des Lebens im Verborgenen und sang das Lob des stillen, klösterlichen Lebens fernab von Politik und Vergnügungsviertel. Aristippos hat, soweit wir wissen, Schriften nicht hinterlassen. Wie sein Lehrer Sokrates oder die Sekte der Kyniker lehrte er rein mündlich und *performativ*, durch schlagfertige Aussprüche, Anekdoten, kleine signifikante Szenen, die man kolportierte. Epikur dagegen war ein fleißiger Autor. Auf dreihundert Bücher (also Schriftrollen) soll er es gebracht haben.

Das meiste wurde später vernichtet. Die Textbasis mithin, auf der wir die Frühformen des Hedonismus rekonstruieren können, ist denkbar schmal, die Konturen bleiben vage und unscharf. Immerhin weiß man: Der Sokrates-Schüler Aristipp und der Autodidakt Epikur lehrten und praktizierten eine Philosophie, die auf den ersten Blick kaum unterschiedlicher hätte ausfallen können. Kaum anzunehmen, daß die beiden Hedonisten, wären sie Zeitgenossen gewesen, sich gemocht hätten. Und doch hatten sie etwas Wesentliches, ja, das Wesentliche gemeinsam. Beide waren Revolutionäre, beide wurden als Provokateure betrachtet und als Prediger einer skandalösen Lehre angegriffen und verleumdet, schließlich am Ende auch

meist miteinander verwechselt und in den gleichen Sack gesteckt, auf den man heftig einzuprügeln nie müde wurde.

Der große hedonistische Freispruch

Auch hier wäre es zu weitschweifig und mühselig, auf die Differenzen und Unterschiede einzugehen, auf die divergierenden Ökonomien der Lüste, die unterschiedlichen Strategien, Lebensziele und Lehrmethoden. Das Gemeinsame ist interessanter. Beide Philosophen bekannten sich im Prinzip zur *hedoné* als dem obersten Gut und Zentrum eines glücklichen, freudevollen, gelungenen Lebens. Im Deutschen haben wir für diesen Begriff kein genaues Äquivalent. »Lust« ist zu eingeschränkt, »Freude« zu pathetisch, »Vergnügen« zu niedlich, »Spaß« zu trivial. Vielleicht kommt »Genuß« noch am ehesten an *hedoné* heran, obgleich auch dieser Begriff seine Tücken hat, eigentlich etwas anderes bezeichnet und zur Trivialisierung verführt. Lassen wir das Wort unübersetzt und versuchen stattdessen, zu charakterisieren, was den frühen Hedonismus, gleich ob kyrenäischer oder epikureischer Form, ausmachte.

Da stoßen wir auf ein fundamentales Prinzip, dessen erstmalige Formulierung eigentlich ein epochal revolutionärer und emanzipatorischer Akt in der Menschheits- und Denkgeschichte war, vergleichbar mit der Entdeckung der Kugelgestalt der Erde, Luthers Thesenanschlag oder der Erklärung der Menschenrechte. Im Laufe eines einzigen Jahrhunderts stießen die beiden hedonistischen Philosophen kurz nacheinander auf die gleiche Einsicht und stellten auf ihrer Basis eine damals ungeheuerliche, radikal-aufklärerische, in den Augen der etablierten Gesellschaft skandalöse Behauptung auf: **Der Mensch ist unschuldig.**

Unverlangt ist er aus traumlosem Nichts ins wilde Sein geworfen, lebt eine kurze Zeit, um dann für alle Ewigkeit wieder tot zu sein. Er schuldet niemandem etwas, weder den Göttern, noch den Ahnen. Weder für den Einzelnen noch die Gattung gibt es einen Auftrag, eine Mission oder ein evolutionäres Ziel. Der Mensch ist frei, aus seinem bißchen Leben das Beste für sich zu machen, was immer ihm als dieses *Otimum* vorkäme! –

Ich nenne dieses große „Du darfst“ den Hedonistischen Freispruch: Diese universale anthropologische Lizenz destruiert mit einem Schlag alle Systeme der Angst und Bedrückung, die den Menschen tausende von Jahren die Luft zu atmen und

die Lust zu leben genommen hatten. Der Mensch besitzt wie alle Kreatur ein unveräußerliches Recht auf individuelles Glück, und er darf es in Anspruch nehmen, wenn er begreift, daß alle Götter-, Todes- und Jenseitsfurcht nur menschengemacht ist und aus unreifen, wirren, haltlosen Phantasmen entsteht. Diese Kernaussage des Hedonismus trifft mitten ins Herz aller Religionsysteme. Die leben alle davon, dem Menschen ein Gewissen zu machen, ihn imaginären höheren Wesen zu verpflichten und in beständiger Angst vor Strafe und Verdammung zu halten. Vielleicht haben beide, Aristipp und Epikur, den dunklen, schon in der Antike vielzitierten Spruch des Anaximander von Milet gekannt, der im Wortlaut raunt:

»Woher die Seienden ihre Entstehung haben, dahin müssen sie auch zugrunde gehen nach der Notwendigkeit; denn sie strafen und vergelten sich gegenseitig ihr Unrecht gemäß der Ordnung der Zeit.«

Falls dieser miraculös orakelhafte, vieldeutige Satz von einer Art existentiellen Verschuldung des Menschen spricht, so ist diese doch in der Interpretation der Hedonisten mit dem sicher eintretenden Tod schon mehr als bezahlt. Die »Schuld, zu sein« ist mit dem unabwendbaren Übertritt ins Nichts abgegolten. Das bißchen Freude, Lust und Glück, das ein Mensch sich im Leben vielleicht verschaffen kann, muß er sich nicht verdienen. Er ist frei und großzügig dazu eingeladen, zu genießen, was das Leben bietet.

Das ist aber erst die Hälfte der hedonistischen Grundthese. Die zweite besagt: Es gibt keine höheren Ziele. Der Mensch ist keineswegs, wie die Menschheitspathetiker von Augustinus über Kant bis Nietzsche träumten, »unterwegs«, weder vom Tier zum Engel noch vom Affen zum Übermenschen. Es gibt keine Mission; der Mensch hat keine finale „Zweckursachen“ (Aristoteles), kein „Worumwillen“ (Heidegger). „Die Schöpfung“ hat mit dem Menschen nichts besonderes vor, – das bildet er sich in seinem Gattungsnarzißmus nur ein, um seine Winzigkeit und Belanglosigkeit im Kosmos zu kompensieren.

Mit dem Tod ist alles vorbei; die Seele stirbt mit dem Leib, jenseitiges Leben gibt es nicht. Tugend und Verzicht werden nicht belohnt. Es existiert auch keine jenseitige Moral-Sparkasse der guten Taten, bei der man ein Konto unterhalten könnte. Der Tod ist der Übergang ins Nichts, das weder Hoffnung noch Angst rechtfertigt. Aus diesem Grund ist prinzipiell ein Lebensstil so gut wie

jeder andere, zumal wenn er ein Optimum an Freude in der gegebenen irdischen Frist gewährt. Ein jeder besitzt nichts und bekommt nichts als sein kurzes, prekäres Leben; besser, er versucht, es mit so viel Lust, Freude, Genuß zu erfüllen wie möglich, denn tot sein wird er noch lange genug. Hätte nicht ein großer Lebensmittelkonzern die Parole für eine doofe Diät-Margarine okkupiert und rettungslos trivialisiert, könnte man den Hedonismus tatsächlich als »Du darfst«-Philosophie bezeichnen. Die jüdischen Steintafeln mit ihrem zehnmaligen apodiktischen »Du sollst...!« und »Du sollst nicht...!« wird durch diesen einen, umfassenden Freispruch konterkariert: Du darfst!

Du darfst dich an allem delectieren, was die Natur zu bieten hat. Solange du dem Glück deines Mitmenschen nicht im Wege stehst oder es schädigst, darfst du tun, was dir Freude macht. Gib dich nicht mit Fragen der Unendlichkeit und eingebildeten metaphysischen Missionen ab. Dein Leben mit Freude zu füllen ist schon Auftrag genug.

Im Kern: Angstfreiheit

Diese Behauptung ist absolut nicht-, vielleicht sogar anti-christlich, jedenfalls durch und durch heidnisch, und mehr als das: Sie ist irreligiös schlechthin! Sie zieht allen Gottsuchern, Betbrüdern, Tugendschwestern, Pflichtkanonikern und Moralaposteln den Boden unter den Füßen fort. All die Qualen des Schuldbewußtseins, die moralischen Selbstvergewaltigungen, die zahllosen Programme zur Domestikation, Disziplinierung und Unterwerfung des Menschen sind hinfällig, durch nichts als Fiktionen legitimiert. Alle Wechsel auf das Jenseits sind ungedeckt. Der Mensch muß sich nicht mehr ducken – über ihm ist niemand. Daher rührt wohl der ungewöhnlich aggressive Haß, den Epikur auf sich gezogen hat. Er wollte seinen Mitmenschen die Angst nehmen. Angst frißt Lebensfreude auf. Angst ist das Mittel, um Macht auszuüben und Herrschaft zu erzwingen.

Der intelligenteste, psychologisch scharfblickendste Kirchenlehrer, der Heilige Augustinus von Hippo, bekennt in den »Confessiones«, er sei in seinen jungen, vitalsten Jahren ein glühender Anhänger Epikurs gewesen. Ihm hätte er die Leitung seiner Seele anvertraut, wenn, ja wenn da nicht die Angst vor dem Tode, vor dem Jenseits und dem Heilsschicksal der Seele nach dem Tode gewesen wäre. Augustin war nicht stark genug für Epikurs Lehre. Diese anxiolytische, stimmungs-

aufhellende, therapeutische Philosophie destruiert die Angst, in dem sie deren Grundlosigkeit beweist. Um aber ein Anhänger Epikurs sein und bleiben zu können, muß man ein weitgehend angstfreier Mensch schon sein, man muß den nicht zu unterschätzenden Mut aufbringen, sich aus den phantasmatischen Wirren religiöser Alb- und Erlösungsträume zu befreien und vollständig in der Immanenz des Diesseits zu leben.

Hedonismus untergräbt Moralphilosophie

Angst ist freilich nicht nur ein psychopathologisches Syndrom, sie ist zugleich die genuine, unverzichtbare Machtbasis aller selbsternannten Jenseits-Funktionäre und Moral-Scharfrichter, aller berufsmäßigen Hirn-Vernebler und Herz-Bedrücker, die sich von den Albträumen der Einfältigen nähren, ob als Priester oder Schulphilosoph oder Tugendlehrer. Stellvertretend für diese Zunft bläst der dezidierte Anti-Hedonist und Pflichtschwärmer Immanuel Kant empört die Backen auf:

»Daß aber eines Menschen Existenz an sich einen Wert habe, welcher bloß lebt... um zu genießen, ... das wird sich die Vernunft nie überreden lassen. Nur durch das, was er tut, ohne Rücksicht auf Genuß ... gibt er seinem Dasein als der Existenz einer Person einen absoluten Wert; und die Glückseligkeit ist, mit der ganzen Fülle ihrer Annehmlichkeiten, bei weitem nicht ein unbedingtes Gut.« (KU § 4, A 13 / B 13)

Das aber bezweifeln Hedonisten nun gerade stark. Der »absolute« Wert eines individuellen Lebens ist für sie eine Fiktion, eine semantisch leere Phrase. Wert hat das Leben relativ, bezogen auf und bestimmt für den, der es führt – und solange er an ihm Freude hat.

Eine transzendente Ermächtigung gibt es so wenig wie eine überweltliche Instanz, die das individuelle Leben am Ende bilanziert, bewertet, richtet. Betrachte das Leben, rät Aristipp einmal, als ein Bankett, zu dem du eingeladen bist. Iß, trink, koste von allem, genieße, und wenn deine Zeit abgelaufen ist, danke bescheiden für alles, gib ohne Murren den Löffel ab und räume deinen Platz für den nächsten. Das Bankett war ja dazu da, wurde dafür angerichtet und aufgetischt, dich zu sättigen und dir Freude zu machen. Nichts probiert, von nichts genommen und auf alles verzichtet zu haben, das ist kein Verdienst, sondern bloß eine Eselei, eine einmalige, dazu auch noch irreversible Dummheit. Und, Wer verächtlich von »bloßem

Genießen« spricht und Lebensfreude für verzichtbar hält, ist ein metaphysischer Wichtigtuer, ein negativer Verführer.

Der sehr zu unrecht halb vergessene deutsche Aufklärer Christoph Martin Wieland hat im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in seinem philosophischen Roman »Die Geschichte des Agathon« diese Diskussion zwischen dem Hedonismus und seinen gebildeten platonisch-idealistischen Verächtern stellvertretend geführt und in der Gestalt des unbelehrbaren Titelhelden einen solchen idealistischen Wichtigtuer und Lust-Verächter vorgeführt, der sich auch von Aristippos nicht zum genußvollen Leben überreden läßt.

Wieland, ein ausgezeichnete Kenner der antiken griechischen Philosophie, ist tief in die aristippische Lehre eingedrungen und läßt ihre Wahrheitsmomente auf amüsante, noch heute lesbare Weise funkeln. Wer sich an der ein wenig gezierten, verschörkelten Rokoko-Sprache nicht stört, liest das amüsante Buch noch heute mit Gewinn und freut sich über die Entdeckung, daß es nicht nur in Frankreich aufgeräumte Köpfe und brillante Vertreter des Hedonismus gegeben hat.

Wieland gehört zu den wenigen, bemerkenswerten Ausnahmen. Wenn sonst in der Geschichte über den Hedonismus gesprochen wurde, dann meist in verleumderischer Absicht. Man hatte handfeste Interessen, ihn als billige, geistlose Legitimationsideologie für Prasser, Säufer und Libertins hinzustellen. Er ist aber nicht geistlos und allzu billig auch nicht. Die fröhliche Unbefangenheit des Lebensgenusses entwächst einem tapferen, realistischen und tragischen Bewußtsein davon, daß der Mensch im Kosmos ohne göttliche Leitung und himmlischen Auftrag ist, eine hinfällige, sterbliche Kreatur, deren Leben nur ein Inselchen, eine Sternschnuppe, eine winzig kleine Spanne Sein in der Ewigkeit des Nichts ist. Dem furchtlos ins Auge zu blicken, das aushalten zu können und dabei fröhlich zu bleiben ist keine kleine Leistung; allemal leichter und wohlfeiler sind die trostreichen Phantasmen zu haben, mit denen man den leeren Himmel bevölkert, sich jenseitige Höllen und Paradiese erträumt und den Menschen zum potentiellen Engel oder Halbgott aufbläst, der angeblich Wichtigeres, Größeres auf Erden zu tun hätte, als Lust und Freude zu empfinden.

Gegenspieler: Gnostizismus

Der große historische Gegenspieler des Hedonismus, sein prinzipieller Antagonist und Todfeind sozusagen, ist der Gnostizismus in all seinen Spielarten. Dessen Quintessenz bezeichnet der Ägyptologe und Kulturwissenschaftler Jan Assmann mit einer klugen Formulierung als die »Verteufelung der Weltbeheimatung«. Der Gnostizismus ist lebens-, leib- und weltfeindlich. Unentwegt singt er sein »*Fremd bin ich eingezogen / fremd zieh' ich wieder aus*«. Die Welt ist schlecht, der Mensch böse, Gott ist fern und die Erde ein Jammertal. Dies zu beklagen wird er nicht müde. Jeden Versuch, sich in der Welt einzurichten, sich in der Wüste der »*transzendentalen Obdachlosigkeit*« (Georg Lukács) ein Stückchen provisorische Heimat zu schaffen, hält er für existentiellen Verrat und unverzeihlich sündige Weltverhaftung. Er setzt dagegen radikale Weltabkehr oder Fundamentalopposition. Keine Kompromisse: »*Es gibt kein richtiges Leben im falschen*«.

Weltbeheimatung ist für Gnostiker aller Couleur schon Häresie, Ketzerei, eine Art anthropologische Faulheit und, je nach Standpunkt, entweder Todsünde oder reaktionäre Ideologie. Der Anhänger des Gnostizismus wagt es vor lauter Todesangst nicht, zu leben, und lieber greift er zu den einschneidendsten Mitteln der Selbstkastration, als daß er den prekären und gefährlichen Lüsten seine Reverenz erwiese und dem Genuß sein Recht zubilligte. Zu verkrampft, zu kleinmütig, zu ängstlich für das Leben, möchte er dann aber auch nicht, daß andere lieben, feiern und genießen. Der scheele Blick, zumeist von oben herab, ist das Erkennungszeichen deds Gnostikers.

Nicht nur das Leben, selbst die Kunst darf keinen Genuß, keine Lust abwerfen. »*Autonom ist künstlerische Erfahrung einzig*«, hochnäselt der Neo-Gnostiker, »*wo sie den genießenden Geschmack abwirft... Die Emanzipation der Kunst von den Erzeugnissen der Küche oder der Pornographie ist irrevokabel*.« (Theodor W. Adorno)

Der Hedonist dagegen gesteht freimütig, diese angeblich epochale Umwälzung der ästhetisch-ethischen Werte ohne Reue verschlafen zu haben. Wenn sie denn gut gemacht sind, hat er eigentlich gegen »*die Erzeugnisse der Küche oder der Pornographie*« wenig einzuwenden; allenfalls wundert er sich über die verächtlich gemeinte Zusammenstellung von Eros und Appetit. Ausgerüstet mit dem

hedonistischen Universal-Freispruch, sieht er nicht ein, warum er sich seines Begehrens schämen sollte.

Selbst was den Kunstgenuß angeht, bleibt der Hedonist in der Regel verstockt und auf kynische Weise banausenhaft. Auch nach hundert Jahren streng avantgardistischer zwölfköpfiger Katzenmusik läßt er sich die Sehnsucht nach Tonalität, Harmonie und Wohlklang nicht wegreformieren. Vielleicht ist die Lust am Melodischen am Ende viel »irrevokabler« als Herrn Professor Adornos bildungsbürgerlich schrille Nachtmusik. Dem Hedonismus haftet notgedrungen ein gewisser derber, plebejisch-demokratischer, materialistischer Zug an, den man allerdings mit trostlosem Banausentum nicht verwechseln sollte. Metaphysische Verstiegenheiten, esoterische Intellektualismen oder hochfliegende geschichtsphilosophische Utopien sind ihm – zumindest in der lebensweltlichen Alltäglichkeit – eher fremd. Gegenüber allen Menschheitsbeglückungen, -verbesserungen und -vergötterungen beharrt er stur auf dem schlichten, unscheinbaren, aber freilich subversiven Minimum: dem Recht jedes Menschen auf ein bißchen privates Glück. Wenn der Hedonist hört, wie die Verehrung des bescheidenen privaten Glücks als Spießertum oder biedermeierlicher Quietismus denunziert wird, stiehlt sich in sein Gesicht ein skeptisches Lächeln. Er hat in der Geschichte schon großmächtige, totalitäre Staatsgebilde daran zerbrechen sehen, daß sie dieses bescheiden-anspruchslose Glück ihren Untertanen verweigern wollten.

Den Gnostizismus darf man freilich nicht unterschätzen. Er wechselt ständig sein Gesicht und seine Gestalten. Weniger eine Lehre als ein Zustand, eine Haltung, besser noch: eine gewisse *Art des Zur-Welt-Seins*, paßt ihm jede Verkleidung: Jüdisch, christlich, islamistisch, sozialistisch oder sogar nihilistisch kann das Kostüm sein, in dem derselbe obskurantistische, lebensfeindliche Geist wirkt. Der weiß sich in der Geschichte immer wieder mächtige Verbündete zu verschaffen. Weder Aristipps fröhlich-dreister, noch Epikurs vorsichtig-bescheidener Hedonismus hat deshalb je dauerhafte Mehrheiten erobern können. Er hat in der Opposition überlebt, weitergetragen von Einzelgängern, Querköpfen und freien Geistern wie Lukrez, Horaz, Erasmus, Rabelais, Montaigne, Shakespeare, Molière, La Rochefoucauld, Montesquieu, de LaMettrie, Wieland, Georg

Büchner, Nietzsche, Georg Simmel oder (Ludwig mehr als Herbert) Marcuse. Die Verfolgung hat dem Hedonismus allerdings nicht viel geschadet. Ernsthaft in seiner Substanz bedroht ist er erst jetzt, wo er in einer vulgarisierten, entschärften, ideologischen Form zur geheimen Staatsreligion der westlichen Postmoderne geworden ist.

Und damit sind wir bei der eigentlichen Frage. Heute, wo das Interesse an den antiken philosophischen Lebenskunstlehren erneut aufflammt, wo man mit anderen Augen wieder die Schriften Epikurs, Senecas, Marc Aurels oder Epiktets liest, stellt sich die Frage, was es denn unter den aktuell gegebenen Umständen hieße, Hedonist, Epikureer oder Kyrenäiker zu sein. Die Voraussetzungen haben sich geändert, die Fronten verlaufen anderswo, die Bedingungen von Verzehr und Genuß haben nichts mehr gemeinsam mit der versunkenen antiken Welt.

Antike Unmittelbarkeit...

Als es noch gefährlich war, sich zur hedonistischen Genußphilosophie zu bekennen, besaß diese eine subversive Kraft, sie war anarchisch, radikal individualistisch, kritisch und oppositionell anti-idealistisch. Nach dem Zustand der Welt, in der man sein Leben zu fristen und nach Möglichkeit zu genießen hatte, fragte man nicht lang. Die Form der Gesellschaft nahm man als gegeben, Krieg, Sklaverei, Tyrannenherrschaft als unumgänglich. Da Angstfreiheit, Lebensmut und Genußfreude vorzugsweise Kompetenzen der Subjektivität sind, meinte man, es genüge, sich hinter Garten-Mauern in eine autonome Innerlichkeit zurückzuziehen, die Hände von der Politik zu lassen, keine Gesetze zu brechen und die konventionellen religiösen Gefühle der Leute nicht zu verletzen.

Die körperlichen Lüste, die Aristippos anpries und verehrte, waren ihrem Umfang nach ziemlich begrenzt, einfach und leicht überschaubar. Der neognostische Verdacht gegen Kulinarik und Pornographie liegt ja nicht völlig daneben. Gut essen, erlesenen Wein trinken und die erotische Freude an schönen Körpern möglichst ungehemmt und extensiv genießen, damit hatte es sich im wesentlichen schon. (Nur dem bescheideneren Epikur reichte bereits Schmerzfreiheit und innere Ruhe!) Die Genüsse waren von sinnlicher Unmittelbarkeit, selbst wenn sie in komplexerer Form auftraten bei Gesang und Tanz, Sport, Theater oder bildender Kunst. Aristipp erwähnte auch »geistige« Genüsse,

aber was er darunter genau verstand, wissen wir nicht. Als Materialist ließ er keinen Zweifel daran, daß kein Genuß den Namen verdient, der nicht mindestens auch eine sinnliche Komponente aufweist, also am Körper erfahrbar ist.

Grundlage, Essenz aller Freuden bildete eine – für uns wohl kaum mehr vorstellbare – unmittelbar sinnliche, körperlich erfahrene, fast animalische Daseinslust, ein dynamisches und kinetisches Hochgefühl des Existierens in intensivierter Augenlust, in Hörgenuß, Appetit und Tastbegierde. Den Körper und seine Muskeln in Bewegung spüren, atmen, Düfte einsaugen und Aromen schmecken, im Herzschlag die Erregung, die Begierde, die Vorlust spüren, die Sonne auf der Haut, den Wind in den Haaren, sich spiegeln, tanzen, lachen, küssen, streicheln, beißen, schlingen, sich wiegen, singen, trinken, die Glut des Weines in den Adern fühlen: mehr oder weniger verzehrende Lüste, die das momentane Seinsgefühl heben.

Im Katalog der Genüsse spielen in der griechischen Antike dauerhafte Dinge eine untergeordnete Rolle. Haben in Permanenz und Sicherheit, Dinge dauerhaft besitzen zählt nicht zu den intensiven Genüssen, es steigert für sich genommen nicht das Selbstgefühl. In der altgriechischen Verausgabungsökonomie zählte Besitz allenfalls, wenn man ihn festlich verschwenden, spenden, verausgaben konnte: goldene Votiv-Plastiken für die Tempel, Chor-Ausstattungen für's Theater, Schiffe für den Krieg. Das brachte Ehre, Prestige, mittelbaren Selbstgenuß. Doch von solchen mittelbaren Genüssen spricht Aristippos fast nie. Wenn er die körperlichen Freuden über alle sonstigen stellt, dann, weil es um den glücklichen Moment geht, das gehobene Daseinsgefühl, das den Körper leicht macht, beschwingt und beflügelt und die intensive Erfahrung ermöglicht, am Leben zu sein. Der Genuß ist im Augenblick, in der Echtzeit der sinnlichen Reizung, in der wollüstig bejahenden Selbstwahrnehmung. Der Besitz von Dingen kann das nicht oder nur selten vermitteln.

Diese Welt unbekümmerter Unmittelbarkeit – in der die Flüchtigkeit aller Besitztümer und Genüsse allgemein akzeptiert war –, ist untergegangen, ent-rückt wie der mythische Kontinent Atlantis. Sie ist uns noch viel fremder, als die ahistorisch idealistischen Philosophiegeschichtler und Philologen glauben. Eine Welt, in der die Schrift und das Geld noch junge Erfindungen waren und Naturalwirt-

schaft dominierte, eine beschränkte, wenig dynamische Sklavenhalter-Ökonomie von geringer Produktivität und unentwickelten Tauschformen, ohne Industrie, Kapital und Waren-Markt. Die übergroße Mehrheit aller Gebrauchsgegenstände wurde im eigenen Haushalt gefertigt oder für eigene Produkte bei Handwerkern und Händlern eingetauscht. Bis auf Bewaffnung, Schmuck und einen Teil der Kleidung produzierte der eigene Haushalt den täglichen Bedarf. Geldverleih mit Zinsgewinn hielt man für unehrenhaft und anstößig. Barbesitz diente nicht zur Spekulation, sondern zur Verausgabung. Die Beziehung der Menschen zu den Dingen war transparent und unkompliziert. In dieser Welt und für sie, man kann auch sagen: gegen sie, wurde der Hedonismus formuliert. Der Philosoph mit dem ausgeprägtesten historischen Sinn, Friedrich Nietzsche, schrieb:

»Um ein Werk der Vergangenheit so zu genießen, wie es seine Zeitgenossen empfanden, muß man den damals herrschenden Geschmack, gegen des sich abhob, auf der Zunge haben«, (Men II, Mei 406)

Das gilt entsprechend für den antiken Hedonismus. Versucht man die Philosophie des Lebensgenusses aus dem fernen, antiken Athen auf unsere Verhältnisse übertragen, macht man eine irgendwie enttäuschende Erfahrung.

...und moderne Entfremdung

Vielen, die durchaus Sympathie für Epikur fühlen, ergeht es so: Was im historischen Kontext – sofern man ihn kennt, versteht und »auf der Zunge hat« – noch funkelt und leuchtet, wirkt im Neon- oder Halogenlicht der Gegenwart doch merkwürdig blaß, ein bißchen fade und auch, ja, trivial. Was in den Wandelhallen, auf dem Athener Fischmarkt oder in den Boudoirs kultivierter Hetären seine Konkretion unmittelbar mit sich führte und als Frische, Frechheit und Freigeisterei brillierte, erscheint uns heute simpel, abstrakt und unverbundlich. Die sinnliche Unmittelbarkeit des Genusses ist uns nämlich seither abhanden gekommen.

Auch der menschliche Leib besitzt seine eigene historische Plastizität, die historischen Veränderungen prägen sich in ihn ein. Unsere Sinne sind andere geworden, wir nehmen anders und anderes wahr, unsere Distanz den Reizen gegenüber ist größer, weil moderne Überreizung, urbaner Streß und medial vermittelte Nervosität uns zur Selektion zwingen. Unsere Genüsse sind vermittelter, abstrakter, symbolischer, weniger

direkt und spontan, in einem gewissen Sinne auch flüchtiger, und oberflächlicher wohl auch. Aber nicht nur unsere Sinne, auch die Dinge haben sich in ihrer Struktur geändert.

Aus Dingen sind Waren geworden, aus vitalen Bezügen dürre Tauschverhältnisse, und zwischen uns und die Welt hat sich die medial vermittelte Sphäre der digitalen Bilder geschoben, die uns mit Attrappen und Simulacren umstellt. Die Vermittlungen haben die sinnliche Unmittelbarkeit körperlicher Lust überwuchert. Wo es auf den ersten Blick scheint, als wäre der Hedonismus in der konsumistischen Lebenswelt zu sich selbst gekommen und Realität geworden, stellt sich bei näherem Hinsehen heraus, daß seine Voraussetzungen gleichsam von innen ausgehöhlt worden sind. Wir haben die Freiheit zu genießen, wenigstens verbietet man es uns nicht mehr und macht den Genießer nicht mehr verächtlich, aber wie es scheint, haben wir den Gewinn der Freiheit mit einem – strukturellem, nicht persönlichen – Verlust an Genußfähigkeit bezahlt.

Genuß bedroht durch Übersättigung

Wir leben in einer Phase der Demokratisierung des Luxus, einer generellen ALDISIERUNG der Genüsse. Gegen unsere alltägliche Lebenswelt wirkt der griechische Götter-Olymp wie ein Straflager. Das Angebot an Speisen, auch erlesenen und exotischen, ist märchenhaft. Das ganze Jahr über, unabhängig von den Jahreszeiten, bersten die Märkte von Früchten aus allen Ländern der Erde. Kostbares, Rares und Erlesenes gibt es – scheint's – zum Schnäppchenpreis. Selbst Kunstwerke soll es demnächst bei ALDI geben.

Man muß schon Drei-Sterne-Luxus-Restaurants besuchen, um noch ein kleines Vermögen für ein Diner ausgeben zu können. Edle Weine gibt es im Supermarktregal. Verfeinertes Schlemmen ist längst Volkssport geworden. Und was die sexuellen Gelüste angeht, sind mittlerweile die Tabus schon extrem rar, die man noch brechen könnte. Pornographie-Unternehmen werden an der Börse gehandelt. In der Nähe jeder größeren Stadt bieten Swinger-Clubs zu erschwinglichen Preisen jedem, der mag, Gelegenheit, jedes Wochenende an sexuellen Gruppenorgien teilzunehmen.

Rund um die Uhr findet man in den Medien ein Palaver über sinnlich-körperliche Genüsse, von den morgendlichen Kochsendungen über die nachmittäglichen Gesundheitstipps bis zu den abendli-

chen Talkrunden, in denen noch die bizarresten sexuellen Sonder-Neigungen mittlerweile als respektables Kleinbürger-Hobby durchgehen. Es scheint, als sei die von Herbert Marcuse bewährte »repressive Entsublimierung« in vollem Gange. Es gibt nichts mehr, das wir uns versagen, worauf wir verzichten müßten, wenn es um körperliche Genüsse geht. Leben wir also heute im aristippischen oder epikureischen Schlaraffenland, in einem neuen Atlantis der Wollust, in dem kein Wunsch mehr offen bleibt?

Ich weiß nicht, wie es *Ihnen* geht – vielleicht ist das konstitutionsbedingt –, aber mich haben gemalte Visionen des Schlaraffenlandes schon als Kind immer etwas geängstigt. Damals wurden wir Kinder noch gezwungen, bei jeder Mahlzeit unseren Teller leer zu essen, vielleicht liegt es daran. Eine Welt, in der man bis zum Völlegefühl, bis zur Übelkeit gesättigt ist, und in der dann trotzdem immer weiter unentwegt grillrost-duftende Brathähnchen durch die Lüfte fliegen, Würste wachsen, Schweinsbraten sich an einem reiben und aus allen Quellen süße Sahne, klebriger Honig oder dreifach-übersättigt-fette Cholesterin-Sauce quillt, erschien mir wie ein kulinarischeskehrbild der Hölle.

Hier haben wir es mit einem allgegenwärtigen, prinzipiellen Problem zu tun: Übersättigung ist ein Faktor, der den Genuß rasch untergräbt und schließlich unmöglich macht. Aller Genuß entspringt einer Dialektik von Knappheit und Fülle, Entbehrung und Befriedigung. Diese Erkenntnis ist so alt, so simpel („*Hunger ist der beste Koch*“), daß man kaum begreift, wie eine ganze Kultur das vergessen konnte.

Angst vor der Leere

Jede Lust braucht um sich herum eine Leere des Begehrens. Darin besteht der ganze Reiz des Genusses, daß er selten und knapp ist. Das berühmte »*kleine Stückchen Käse*«, das Epikur der Anekdote nach so glücklich machte, mag in der Tat eine Köstlichkeit sein – aber gewiß nicht für den, der gerade übersättigt ein Bankett von 21 Gängen verläßt. Genuß ist, man kann das tragisch oder segensreich finden, auf den Mangel und das Begehren angewiesen, er braucht die Möglichkeit der Verweigerung, die Unterbrechung, das Intervall, die Verknappung. Eine Melodie, die unser Herz ergreift, erhebt sich aus einer vorgän-

gigen Stille. Der Pinselstrich läßt seinen Zauber erblühen auf der Leere des weißen Blattes. Basale Eigenschaft einer Delikatesse: ihre Seltenheit.

Die moderne, westliche konsumistische Kultur ist dagegen von einem *horror vacui*, einer Angst vor der Leere besessen, die in rasanter Beschleunigung die letzten Lücken zu schließen versucht. Die Dialektik der genießenden Lust bewirkt, das wußten schon Aristipp und Epikur, daß sie sich nicht grenzenlos steigern läßt. Im Gegenteil, Lust und Verknappung sind aufeinander angewiesen. Sättigung hat keinen Komparativ. Jeder kultivierte, erfahrene Genießer kennt den temporären Verzicht, die Verzögerung und den Kontrast als Mittel, den Genuß zu steigern. Eine Buttercremetorte wird nicht genußreicher, wenn man noch Schlagsahne, Kakaobutter und Nougat darauf häuft, sondern durch Schwarzbrot oder Fasten an anderen Tagen. Einem Don Juan, dem alle Frauen der Welt hingabebereit zu Füßen lägen, verlöre auf der Stelle seine libidinöse Potenz.

Das erste hedonistische Gesetz des Genießens verlangt insofern bereits eine kluge, reflektierte (und damit dialektisch vermittelte und distanzierende) »Wechselwirtschaft« (Søren Kierkegaard), die Ritualisierung, die Verknappung und die besonnene, raffinierte Verzögerung – um dem unvermeidlich drohenden Überdruß vorzubeugen.

Damit geraten die Erfordernisse des Genießens aber in direkten logischen Gegensatz zu den Notwendigkeiten der auf sich stetig steigendem Konsum basierenden Ökonomie. Für diese sind Abstinenz, temporäres Fasten, das Aufschieben und Verzögern von Lusterfüllungen nicht hinnehmbar, Sand im Getriebe, und für den Umsatz pures Gift. Es muß daher die dezidiert anti-epikureische Illusion geschaffen werden, Lust ließe sich durch Wiederholung und durch immer mehr Verbrauch unentwegt und ulimitiert steigern. Das mysteriöse – und irgendwie tragikomische! – Gesetz der *flat rate*: Nichts verhindert den Genuß so effizient wie seine permanente, anstrengungslose Verfügbarkeit.

Das Leben wird in diesem Register zum Show-Parcours, auf dem es gilt, soviel Lusterlebnisse wie möglich zusammenzupressen, ohne unproduktive, d. h. nicht-konsumtive Pausen. In diesem Rahmen entsteht eine hysterische Kultur der Überfülle, der sensationellen Selbst-Überbietung und hektischen anti-zyklischen Ent-Rhythmisierung, die

wahrem Genuß, wiewohl sie ständig von ihm redet und ihm nachjagt, keine Chance und keinen Spielraum mehr bietet. Ihr Ideal ist die Utopie einer endlosen Serie von Höhepunkten ohne Tal dazwischen, mit anderen Worten: das Hochplateau eine permanenten paroxistischen Krampfes, oder schlichter: der gnadenlos auf Dauer gestellte hysterische Orgasmus..

Ich kenne für diese Kultur kein schlichteres Bild als die »Best-of«-CD, eine Platte, die nur »Nummer-1-Hits«, ausschließlich »High-Lights« des jeweiligen Künstlerschaffens versammelt. Ein wunderliche Erfindung, wenn man geruhte, einmal darüber nachzudenken. Was würden wohl Wintersportler sagen, wenn man in den Alpen die Täler und Schluchten zuschüttete – mit dem Argument, dann hätte man doch noch viel mehr Berg? Eine Gebirge, das nur aus Gipfeln bestünde, wäre natürlich keines mehr.

Doch genau nach dieser Schildbürger-Logik will man die Pausen ausröten, das Warten, den Schatten, die B-Seiten des Lebens. Wir wollen nur noch Spitzenleistungen, Super-Sieger, Sperstars und Supermodels, die Millionen-Gewinner, nur die Besten, nur Mega-Stars und Mega-Seller in einer endlosen Abfolge von Höhepunkten. Derzeit erleben wir in den Medien die hysterische Raserei des *ranking*, einen sportiv-agonistischen Wettbewerbs-Kult unausgesetzter Spitzenleistungen, Höhepunkte und Überbietungen. Deutschland sucht den Super-Star, Eins-live verleiht die Krone und das ZDF, besonders blöde, ließ das gebührende Volk letztens den »besten Deutschen« wählen. Diesem fällt dann prompt auch nichts besseres ein als „Adenauer“. Zum Speien, oder? Inflation essen Sprache auf. Wer erfindet uns neue Superlative, nachdem schon der trällernde Ladenschwengel von der »H&M«-Kasse als Super-, Mega- und Ultra-Star verehrt wird, wenn er für zwei Minuten den Takt resp. den Ton hält?

Genuß oder Konsum?

Motor dieser Hysterie ist natürlich, was auch sonst, die kapitalistische Ökonomie. Seit der industriellen Revolution erleben wir einen pausenlosen technologischen Rationalisierungsschub. Die technologisch beflügelte Produktivität der Industrie entwickelt sich in exponentiellen Ausmaßen. Es muß deshalb konsumiert werden, in permanenter Beschleunigung und unentwegt wachsender Menge. Ohne beständige Steigerung und Auswei-

tung gerade auch des privaten Konsums kann die Ökonomie des globalen Kapitalismus nicht überleben. Ein Innehalten, eine Auszeit, periodisches Fasten gar wären Gift für die konsumistische Ökonomie, die der hedonistischen diametral entgegengesetzt ist.

Die epikureisch vorsichtige, maßvolle, abwägende Ökonomie der Lüste ist schlichtweg unwirtschaftlich vulgo unprofitabel. Sie verzehrt zu wenig, öffnet keine neuen Märkte, sie investiert nichts, reagiert viel zu träge und konservativ auf die Kreation neuer Begierden. Es liegt auf der Hand: Ein Mensch mit Talent zum Genießen wird seinen Konsum eher drosseln, die Befriedigung seiner Lüste ritualisierend hinauszögern, Pausen einlegen, mit temporären Phasen des Verzichtes experimentieren, er wird Achtsamkeit, Aufmerksamkeit und Konzentration kultivieren, seine Begierden vielleicht in ökologischer, ethischer und ökonomisch-politischer Hinsicht reflektieren, er wird versuchen, einen persönlichen, nicht-standardisierten Stil und Geschmack entwickeln, seine Begierden und Lüste durchmustern, künstlich erzeugte, nichtige Wünsche aussortieren – kurz, er ist für Industrie und Handel der Inbegriff des tauben, unnützen, unproduktiven und unattraktiven Kunden.

Die Situation ist, glaube ich wenigstens zur Zeit, unauflösbar paradox. Die offizielle Ideologie, die inzwischen längst aus den Gefilden der Religion oder der Philosophie ausgewandert ist in die Reklame, sich in Reklame aufgelöst hat und mit ihr identisch geworden ist, trommelt pausenlos für das Begehren: Habt Spaß, stürzt euch ins Vergnügen, genießt, verzehrt, verbraucht! Zu genießen scheint, glaubt man der universal gewordenen Werbung, die Hauptaufgabe und der Lebenssinn von Millionen Verbrauchern. Auf der anderen Seite geschieht aber alles, um den wirklichen Genuß gerade unmöglich zu machen. Wo alles jederzeit verfügbar ist, erschläft das Begehren. Übersättigte genießen letztlich überhaupt nichts mehr.

Ökonomisierung der Genüsse

Aber das ist nicht alles. In der kapitalistischen Warengesellschaft kann der Genuß nicht mehr anders gedacht werden denn als Verzehr von Dingen, die man kaufen kann. Kostenlose Freuden sind, da hierin im volkswirtschaftlichen Sinne nichts konsumiert wird, unproduktiv. Es müssen also »ökonomisch sinnvolle« (!) Absurditäten ent-

wickelt werden, um den Lebensgenuß zu einer kostspieligen Angelegenheit zu machen. Was wäre schon eine Lust, die nichts kostet? Der Wettlauf um die maximale Kapitalisierung der Lüste läuft auf Hochtouren. Wer schafft es, noch die elementarsten Freuden natürlichen Lebens in Warenform zu pressen, sie in Geld-Äquivalente zu verwandeln und zu Tauschobjekten zu machen?

Die Natur und die Landschaft, die Berge, das Meer, die Wälder simpel zu „genießen“ wie ein primitiver Wilder, ist wirtschaftlich sinnlos, es ist unprofitabel und Arbeitsplätze schafft es auch nicht. Für das vollendete Naturerlebnis braucht es daher Maschinen, Geräte, Objekte und Dienstleistungen, die man kaufen kann: Allrad-Jeeps, Wohnmobile, Mountain-Bikes, Surf-Bretter, Motorboote, Paragliders, Tauchmaschinen und Ski-Ausrüstungen, Satelliten-Ortungsgeräte, Digitalcameras und Sonnenbrillen, es braucht Fernflüge, Kreuzfahrtschiffe, Luxushotels, Touristenstrände, Animatortbetreuung, Wellness-Bäder, Sessel-Lifte, Freizeitparks und Trecking-Touren, man benötigt die modische Kleidung, die Reiserücktrittsversicherung, den Laptop, die Kreditkarten, den Restaurantführer. Ohne Tourismus-, Sport- und Freizeitindustrie ist Natur gar nicht mehr zu haben.

Den kultivierten Schlemmer, man kann das allwöchentlich bei Wolfram Siebeck nachlesen, zeichnet nicht so sehr Geschmack, Kenntnisreichtum und ökologische Achtsamkeit aus, er braucht auch High-Tec-Küchen, computergesteuerte Herde, titanbeschichtete Edelstahl-Töpfe und -Pfannen, handgeschmiedete japanische Luxus-Messer, kostbares italienisches Designer-Geschirr. Der Weinliebhaber muß sich schämen über dem »Brunello« aus dem Supermarkt, er bucht besser Weinreisen, besucht Weinseminare, expertengeleitete Verkostungen, er pflegt einen eigenen klimatisierten Weinkeller.

Selbst für den Sex, als müßten wir immer noch lernen, wie das geht, gibt es in jeder Innenstadt Fachgeschäfte, die neben dem medialen Vollprogramm in Bild und Ton alles anbieten, was man für die »Liebe« so braucht, vom innen beleuchteten Luxus-Dildo bis zum pelzverbrämten Handschellen-Set. Es gilt, zwischen uns und die schlichten körperlichen Genüsse soviel Dinge (i. e.: Waren) wie möglich zu schieben, die wir erwerben müssen, um uns die Illusion eines Genusses zu verschaffen.

Tücken der Warenform

All diese Dinge sind Waren, von denen wir schon seit Karl Marx' genialen Analysen ihres Fetisch-Charakters wissen, daß sie ganz besondere Dinge sind. Seit Marx haben sie sich aber noch einmal gewandelt. Der Gebrauchswert der Dinge, immerhin das Substrat für jeden denkbaren Genuß, ist noch weiter zurückgetreten. Der reine Tauschwert entscheidet über ihre Stellung in der symbolischen Ordnung des Konsums. Seit den klugen Untersuchungen des französischen Soziologen und Sozialphilosophen Pierre Bourdieu ist uns bewußt, daß die meisten Dinge, die zum Konsum erworben werden, weniger unmittelbaren Genuß gewähren, als symbolischen Distinktionsgewinn.

In der uniformen Massengesellschaft hebe ich mich ab durch den *Distinktionswert* der von mir konsumierten Ware. Die Marke meines Autos, die Kapazität meines PCs, die Technik meiner Unterhaltungselektronik, die Qualität der Restaurants, in denen ich esse und der Preis der Weine, die ich trinke, definieren meinen distinktiven Status gegenüber anderen Gruppen und Schichten der Gesellschaft. Die »feinen Unterschiede« (Bourdieu) des gehobenen Konsums weisen mich als kultivierten *Connoisseur* und habituellen, kulturelles Kapital besitzenden Genußprofi aus.

Zeitstruktur der Warenform

Das Problem ist nur, ich muß, ähnlich wie »Alice hinter den Spiegeln« (Lewis Carroll) immer schneller laufen, um wenigstens noch auf der Stelle zu bleiben. Der Super-Rechner ist, wenn ich ihn aus dem PC-Geschäft nach Hause getragen und daheim angeschlossen habe, schon veraltet, die Technik bereits überholt, schon drängt eine neue Klasse von Geräten mit gesteigerter Kapazität auf den Markt. Die Zeitstruktur der Konsumware hat sich verändert. Früher beklagte man, Industrieprodukte enthielten Verschleißteile und Sollbruchstellen, die ihre Haltbarkeit unnötig verkürzten. Heute erreicht kaum ein technisches Gerät im Haushalt überhaupt noch die Grenzen seiner Halt- und Brauchbarkeit. Bevor die Dinge alt werden können, sind sie schon, konstitutionell früh vergreist, irreversibel veraltet. Jedes Produkt ist heute weniger Gebrauchswert mit Bestsand, sondern wesentlich oder doch vor allem Werbung für ein anderes, weiteres, neueres Produkt, für ein *up date*, eine Kapa-

zitätserweiterung, eine technologische Weiterentwicklung, eine Innovation im Bereich von Vernetzung und Applikation.

Konnte Günter Anders noch in den 60er Jahren, damals, wie ich finde, sehr scharfsinnig, davon sprechen, wie einer, der eine Ware kauft, sozusagen in „eine Familie von Dingen, Waren einheiratet“, d. h. nicht Ruhe bekommt, bevor er nicht das gesamte Zubehör der – sich derweil unkontrolliert reproduzierenden und vervielfältigenden – Verwandtschaft miterworben hat, so läßt sich heute sagen, daß der Kauf einer Ware immer öfter nichts mehr erwirbt als die Reklame für eine neue, verbesserte Version derselben.

Die Beschleunigung erreicht einen Punkt, an dem die Verhältnisse sich buchstäblich überschlagen. Auch hier mag der PersonalComputer Modell stehen. Beworben wird dieses technische Produkt nicht mit Hinweis auf einen konkreten Gebrauchswert, sondern auf eine rein abstrakte (und für die Mehrheit der Konsumenten kaum je realisier- oder ausschöpfbare) Möglichkeit, also die abstrakte Kapazität des Rechners.

Staunend und von der Superlativität der Werbung schon angefixt lesen wir, was das neue Wunderding alles kann. Es »kann« freilich aber auch nur, was wir mit ihm anzufangen wissen. Allein, wenn wir endlich die brikettstarken Handbücher durchgearbeitet, die Programme installiert und ausprobiert, irgendwann sogar ihre Funktion womöglich einigermaßen kapiert haben, ist der Rechner schon überholt, sind die Programme weiterentwickelt, Drucker, Scanner, Brenner und Kamera passen nicht mehr zusammen und wir müssen neue Dinge erwerben, um den vollen Genuß zu realisieren, den wir natürlich nie erreichen. Zum Genuß des Gebrauchswertes kommen wir gar nicht mehr. Die abstrakte Kapazität des Rechners ist nichts als eine Aufforderung an uns, etwas mit ihm zu tun, doch dazu fehlt uns die Zeit. Die Beschleunigung läßt Konsum mit Erwerb zusammenfallen. Wir werden, während das Millionenheer der Arbeitslosen unaufhaltsam wächst, alle auf ganz neue Weise »erwerbstätig«, denn wir sind damit vollauf beschäftigt und »tätig«, Dinge zu »erwerben«.

[Ich lege gesteigerten Wert auf die Feststellung, daß es „den jungen Leuten“, den heute 20-Jährigen, die mit den hier geschilderten Gegebenheiten aufgewachsen sind, nicht anders geht. Ich weiß das, weil ich die Ehre habe, mit solchen Bürgern der

schönen-neuen digitalen Welt zusammenzuleben. Nur höchstens, daß sie nicht wissen, wieso das ein Problem sein soll..]

Wie also heute Hedonist sein?

Bitte, verstehen Sie mich recht: Es geht mir hier nicht um eine pauschale »apokalyptische« (Eco) Kulturkritik. Die finde ich zwar nicht so überholt, wie marktgerechte alerte Affirmationsvirtuosen heute gern behaupten, aber sie müßte weiter ausholen und tiefer eindringen, als ich das in der kurzen Zeit hier vermag. Ich skizziere nur ganz grob die Koordinaten einer Realität, in der sich die Frage stellt, ob man denn überhaupt noch in einem klassischen Sinne ein Genießer, ein Anhänger des Hedonismus sein kann und was dies für eine reflektierte philosophische »Lebenskunst« bedeuten würde.

Meine Hypothese besagt, ein moderner zeitgemäßer Hedonismus müßte auf eine andere Weise subversiv und kritisch sein als in vortechnischen, vorindustriellen Zeiten, in denen er entwickelt wurde, um das Menschenrecht auf Lebensglück zu proklamieren. Ich glaube nicht, daß man ihn im Museum für untergegangene Denksysteme begraben sollte oder muß. Allerdings sollten, falls der Hedonismus mehr und anderes sein will als der philosophisch verbrämte Deckbegriff für gehobenes Konsum-Spießertum, eine Reihe von Unterscheidungen und Differenzierungen vorgenommen werden, Hedonismus und Konsumismus müssen entschieden entkoppelt, ja vielleicht einander entgegengesetzt werden.

»Mikro-Techniken« des Genießens

Daß dies unumgänglich ist, zeigt ein Blick auf das, was ich die Mikro-Techniken des Genießens nennen möchte. Einige von ihnen haben schon in der Antike Aristipp und Epikur entwickelt, andere ergeben sich aus der Erfahrung, der Kunst und der Geschichte. Die Mikro-Techniken des Genießens bilden das ABC oder das Handbuch einer philosophischen, nun, sagen wir meinetwegen: *Kleinkunst* glücklicher Lebensführung. Man kann diese erlernen, muß mit ihnen experimentieren und sie, ganz im Sinne einer epikureischen *'epimeleía 'eautôu*, einer Sorge um sich selbst, zu einem eigenen, persönlichen Stil kultivieren und „hinaufdestillieren“ (Nietzsche).

1. Wählen und Meiden

Die erste dieser subtilen Genuß-Techniken bezeichnete Epikur mit dem Doppelbegriff »*Wählen und Meiden*«. Der philosophische Hedonist hat mit dieser Technik ungleich viel mehr zu schaffen als noch die Epikureer, für die es schon eine tägliche, wenngleich noch einfache Aufgabe bedeutete, jede auftauchende Begierde daraufhin zu mustern, ob man sich ihr sinnvollerweise hingeben, sie also wählen, oder lieber verwerfen und meiden sollte.

In unserer Lebenswelt ist die Reklame universal geworden, sie durchtränkt alle Medienbotschaften, jedes *event* und jede kulturelle Ausdrucksform; die medialen Bilder und die Musikstücke, die Kunstausstellungen, Filme, Magazine, Konzerte, die Gestaltung der urbanen Umwelt und selbst das Design der Produkte folgen einer erbarmungslosen und schamfernen »*Kauf-mich!*«-Ästhetik, die das habituelle Marktgeschrei zu einem allgemeinen Grundrauschen anschwellen läßt, dem sich zu entziehen kaum mehr möglich scheint.

Schon in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts fragte sich der Kino-Gänger Theodor W. Adorno, der integrationsunwillige Asylant in den USA, bei jedem schneeweiß-blendenden Schauspielerslächeln auf der Leinwand, wofür es wohl werben sollte. Landschaftsaufnahmen präsentieren sich in einer Ästhetik, die ein ums andere Mal erwarten ließe, es müsse jeden Moment der *pack shot*, die triumphale Epiphanie der beworbenen Ware erfolgen, meinte Adorno., der Bildungsbürger vor dem Abgrund.

Heute sind wir einen Schritt weiter. Die Werbung wirbt nicht mehr für Produkte oder hämmert uns mnemotechnisch versiert bestimmte Firmen-Logos ein, nein, sie wirbt heute für *Hal tungen*, für den Konsum an sich, ja letztlich – selbstreferentiell rekursiv ... für sich selbst.

Die Reklame, inzwischen auf einem beeindruckenden technischen und ästhetischen Stand, mythisiert und ästhetisiert unseren Alltag, formt unsere Träume, schmeichelt unserem Durchhaltevermögen als Konsumenten und verflüssigt unsere Hirne zu einer viskosen instabilen Masse, die als kauflust-stimulierendes Gleitmittel den Lauf der industriellen Wunschmaschinen schmiert. Werbebilder und -filme haben, was Expressivität, Ambitioniertheit, psychologische Tiefenschärfe und mythenbildende Kraft angeht, die klassischen Kunstwerke überflügelt. Man muß das nicht

beklagen, es handelt sich um eine sachliche Feststellung: Unsere Kinder werden nicht durch Kunst, sondern durch Werbung erzogen. Ein gut gemachter, professionell durchkomponierter Werbe-Video-Spot hat heute nicht weniger ästhetisch-performative Macht als ein Öl-Gemälde von Michelangelo, Caravaggio oder van Dyck.

Ein Beispiel aus der letzten Ausgabe des SPIEGEL. Das Bild eines bullig-massiven, technoide Animalität ballenden, dunkel schimmernden Allrad-Jeeps, der aus einem Raubtier-Transport-Käfig rollt, ein metallenes, elektronisch hochgerüstetes Techno-Raubtier von geradezu mythischer Heroik. Es läßt uns träumen: Titanische Kraft, Wildheit, die Kampflust mühsam gerade noch gebändigt, wartet auf uns als ihren Herren. »*Wo wollen sie ihn freilassen?*« fragt die Anzeige lüstern-erregt, und wir wissen nicht, ist die automobile, terminator-artige Streitwagen-Maschine gemeint, oder unser vor Vitalität und Durchsetzungsvermögen vibrierendes Ego oder gar unser herrisch aufgerichteter Komsumenten-Phallus, das Gier-Tier *par excellence*. Rausholen, zeigen, freilassen, *anyway*.

Worum es geht ist Entsublimierung! Wehe, wenn wir ihn freiließen, die Welt würde staunen! Ach, was könnten wir *sein* im Kommandostand dieses Zivil-Panzers, ungebunden, frei und keinen Widerstand duldend... Aah!

Einwand

Die reflektierende Vernunft, die das Wählen & Meiden besorgt, hätte hier sicher nicht viel Arbeit. Auch ohne Vergewisserung über den Konto-Stand würde sie erkennen, daß diese Inszenierung eine abgeschmackte, reißerische Farce ist, um den von Kastrationsangst gebeutelten kleinen Jungen in uns wachzukitzeln, dessen narzißtische Grandiositätsphantasien sich auf technoide Wunsch-Prothesen stützen müssen, um am Realitätsprinzip nicht zuschanden zu gehen.

Andere Botschaften aber sind unendlich viel *subtiler*, sie arbeiten mit unserer Angst vor dem Altern und Sterben, unserem Wunsch, ein geistig reger, aufgeschlossener moderner Mensch zu sein resp. zu bleiben, der sich auf der Höhe der Zeit befindet, einer sozial konventionierten Höhe, auf der es eine Frage des Willens und des Geldes ist, jung, kraftvoll, attraktiv und vital auszusehen, immerfort zu lernen, die aktuellen digitalen Techniken zu beherrschen, den Anforderungen der Zeit oder der Frauen (bzw. Männer) zu entsprechen,

kurz, auf ewig jung zu bleiben und dabei noch die Welt nebst Regenwald zu retten. Das Wählen & Meiden wird aufs Ganze gesehen zu einer moralisch verpflichtenden Überlebenstechnik.

Es handelt sich nicht mehr darum, die Gaukeleien der »geheimen Verführer« zu durchschauen – das wird heute schon in den Gymnasien gelehrt. Es kommt darauf, zu verstehen, wie unsere gesamte Lebenswelt reklameförmig geworden ist und unsere Begierden, Hoffnungen und Ambitionen in Bezug auf unser ganzes Leben bildet und prägt. Das ist eine unbeendbare Aufgabe, eine fortgesetzte Arbeit der Selbstaufklärung.

Mit Hilfe des chirurgischen Bestecks philosophischer Hermeneutik die Reklame in Aktion zu vivisezieren ist nebenbei eine spannende, bildende, horizontenerweiternde Lebenskunst-Übung. Die Reflexion, der bewußte, angespannte, sich einlassende, deutende Umgang mit den suggerierten Begierden stärkt die Autonomie des modernen Epikureers, der nach einiger Übung begreift, warum das meiste, was der von Reklame durchseuchte Zeitgeist für unverzichtbar hält, letztendlich, nach dem klugen, biblisch-alttestamentlichen Urteil des „Kohélet“, des „Predigers“ nach »*eitel und ein Haschen nach Wind*« ist. –

Er (jener schwer greifbare, anonym bleibende „Prediger“ oder Rabbi des „*Buch Kohélet*“) begreift beispielsweise, daß er getrost zwei, drei oder mehr technologische Revolutionen kauflustlos verschlafen darf, ohne an Menschlichkeit und Lebensglück Einbußen hinnehmen zu müssen. Für die kommenden Generationen wird das von enormer Bedeutung sein.

Die hedonistische Resignation

Wer dem Zwang zur Zeitgemäßheit entsagt, erlebt eine ebensolche befreiende Erleichterung, wie der Jünger Epikurs, dem gesagt wird, er brauche nun fürderhin vor den Göttern keine Angst mehr zu haben. Er ist frei und macht sich frei, frei dazu, *nicht* zu konsumieren; er meidet, was zu wählen ihm persönlich nicht zuträglich ist und versteht, daß »*geil*« zwar nicht der Geiz, vielmehr aber die souveräne Verachtung hybriden Techno-Tands ist, der ihn weder glücklicher noch klüger macht noch auch nur das Leben bequemer.

Die epikureische Lebens-Technik des »*Wählens & Meidens*« hat primär gar nichts mit dem früher gern gepredigten sog. »*Konsumverzicht*« zu tun. Ihr Ziel ist nicht die Verbesserung der Welt und sie

zielt auch überhaupt nicht auf Moral, selbst wenn sie auf diese zurückwirken würde. Ihr geht es um die Stilisierung und Kultivierung der eigenen Persönlichkeit, die sich dem Zeitgeist und seinen Zumutungen gegenüber skeptisch und kritisch verhält.

Wie man „meidet“...

Das Meiden wird angesichts der universalen Reklame den Hauptteil der Arbeit ausmachen; aber wie köstlich ist auch das Wählen des Wenigen, mit dem intensiv sich abzugeben man nach reiflicher Überlegung sich dann entschließt! Je *unzeitgemäßer* die Wahl, desto größer wohl der Genuß. Welchen wundervollen Zuwachs an Lebensqualität und Lebenszeit kann allein derjenige verbuchen, der auf den Fernseher verzichtet! Welche Horizontenerweiterung erlebt, wer sich organisierten Fernreisen verkneift und anstatt überhitzt, krank vor Strapazen, betrogen, ausgeraubt und mit Terror bedroht in Touristenherden durch fremde Tempel zu latschen, – daheim bei einer Flasche erlesenen Weins geruhsam sinnend in guten *Bildbänden* blättert....

Nein, *im Ernst, ganz ohne Ironie jetzt*, wer die Frage nicht nur stellt, sondern radikal durchhält, was ihm selbst eigentlich, wenn er den symbolischen Distinktionsgewinn, den Druck des »*Man*« und die Zwänge der Üblichkeiten einklammert, *wirklichen* Genuß bereitet, der wird das bewußte, philosophisch gewappnete »*Wählen & Meiden*« schon an sich selbst als eine lustvolle Tätigkeit empfinden.

Er oder sie muß nur den hedonistischen Freispruch im Ohr und im Herzen behalten, daß man nämlich *frei* ist, ohne Auftrag und Mission, frei, sich eine eigene Welt, einen epikureischen »Garten« zu schaffen, dessen imaginäre Mauern den Lärm der Marktschreier und Verkaufsstrategen auf ein ungestaltetes Murmeln reduzieren. Dann lebt er oder sie bei Epikur und wird anderes nicht mehr wollen. »*Wählen & Meiden*« hat gar nichts gemein mit grämlichen Konsumverzicht, sondern eher mit dem Trainig der eigenen Ich-Stärke, der Selbsterforschung und Selbstgestaltung, die darüber entscheidet, nicht nur, *ob* man philosophisch lebt, sondern auch, *wer* man ist.

2. Verdichtung der Zeit

Eine zweite, nicht weniger schroff gegen den Zeitgeist gerichtete Mikro-Technik des Genießens bestünde in einer gezielten Verdichtung der Zeit.

– Daß Hektik, Gier und Nervosität jedem in Aussicht genommenen Genuß *hinderlich* sind, das hat nun mancher schon erfahren. Genießen verlangt Muße, Entschleunigung, Verlangsamung des Atems und der Bewegungen, Konzentration. Genuß, wahre Freude, auskostende Lust verlangt eine bewußte, gewollte *Langsamkeit*, ein reflexives Innehalten, ein nach-schmeckende, kosend-kostendes Nachschmecken des gerade Erlebten. Ob es sich um in Basilikumbutter gegrillte Hummerkrabben handelt oder um das sorgfältige Dekantieren eines alten *Vino Nobile*, ob man italienische Händel-Arien anhört, Bilder-Reproduktionen betrachtet oder sich zärtlichkeitshalber dem wertigen Lebensgefährten widmet, – immer gehört Ausschließlichkeit, Muße und Konzentration dazu.

Im hysterischen Konsum des Sensationellen ist kein Platz für solch genießerisch-meditative Muße. Wer Pausen macht, zeigt schon Schwäche! Jede Minute, jede Sekunde zählt. In den privaten TV-Sendern wird jeder Film, für den zuvor tagelang geworben wurde, unterbrochen durch Werbeeinblendungen für den nächsten, *noch* spannenderen Streifen; jeder Song im Radio wird vor der Zeit ausgeblendet, weil schon der nächste, in den *charts* noch höher plazierte Ohrenschmaus auf Beachtung wartet; jedes Fußballspiel ist wichtig in Hinblick auf den *kommenden* Wettbewerb, jedes Gastspiel Versprechen auf das Festival im *nächsten* Jahr, jeder Kino-Film ist schon Trailer für seinen zweiten Teil, in dem es *noch* verblüffendere Tricks zu sehen geben wird.

Wir lassen uns von dieser Hysterie häufiger anstecken, als wir zugeben. Am schönen Abend träumen wir vom Wochenende, am Sonntag vom bevorstehenden Kurzurlaub oder den Feiertagen, an diesen planen wir die „eigentlichen“, *großen* Ferien, und in denen antizipieren wir wiederum, wie wir, zurückgekommen und um eine Welt erweitert, unseren Lebensalltag im Sinne einer dann endlich befriedigenden paradiesischen Utopie umgestalten wollen, in der folglich das nicht endenwollende Glück zum Dauerzustand würde.

Wir sind *nie* ganz und wirklich *bei der Sache*, nie in der realen Gegenwart zentriert. Wir träumen und träumen, anders können wir nicht! Wir bringen den Moment nicht zum Aufblühen, unser Genießen hinkt und schielt beständig in den Extensionen der Zeit. Daß unsere Utopie, in Realität übersetzt, eine grauenvolle Form zwanghafter Idylle bedeutete, das ahnen wir zwar, gewiß, aber wir trauen uns nicht, es uns, unseren Männer, oder Frauen, unseren Lebenspartnern halt, offen eingzugestehen.

Eine momentan absolut angesagte, sehr signifikante Mode-Idiotie sind *Restaurant-Zirkusse*. Viel-Sterne-Köche wie Wodarz oder Witzigmann glauben den gastronomischen Genuß irgendwie synergetisch noch zu steigern, wenn sie in ihren Restaurant-Zelten während des Diners Akrobaten turnen, Kellner steppen, Zauberer Brieftaschen mopsen und Clowns Scherze treiben lassen. Ihrem Essen allein scheinen sie nicht mehr zu trauen.

Die *Logik des Sensationellen* verlangt den akkumulierten Genuß-*Overkill*. Wer sich auf *einen* Genuß konzentriert, würde ja schon unansprechbar für weitere Verheißungen. Das geht aber nicht. Das darf nicht! Es bestünde die Gefahr, daß er für Momente *aufhört*, Werbekunde zu sein.

Begehren - ein Leistungssport?

So wird das Begehren allmählich selbst zu einem sonderbar perversen Leistungssport. Der Hedonist wird gewiß um diese Krawall-Kulinarik einen Bogen machen. Genießen verlangt danach, dem Vergnügen *Raum zu geben*, eine erwartungsvolle, verehrende *Leere* um ihn zu schaffen, langsam und ruhig zu werden. Vielleicht, das war unter den Hedonisten früher umstritten, läßt sich wahre Lust tatsächlich weder steigern noch durch Wiederholung glanzvoller machen. – M. a. W.: Nur *Hingabe* hilft.

Man muß, denke ich, vor allem die *Zeitstruktur* des Genießens studieren. Der Genuß ist im Augenblick, von dem wir wünschen, er möge weniger flüchtig sein und »verweilen«. In gewissem Umfang haben wir das noch selbst in der Hand. Es gilt, den rasenden, saugenden Strudel des Zeitlaufes zu bremsen, herunterzufahren, „langsam zu machen“. Dazu bedarf es – und das ist bestimmt *keine* einfache Übung in philosophischer Lebenskunst! – einer entschiedenen Abkehr von allen Zukünften, mögen sie die Form der Besorgnis, der Hoffnung oder der Erwartungsfreude haben. Auch

die Erinnerung ist nur in dem Maße zugelassen, wie sie dem Gegenwärtigen Tiefe, Aroma und Glanz verleiht. Auf den Moment kommt es an, und wenn es ein erlesener, lust- und genußvoller Moment sein sollte, wird man alles daransetzen, ihn dauern zu lassen, ihn still zu stellen, als gäbe es heute und überhaupt: kein Gestern und Morgen.

Es klingt trivial und ist doch so unglaublich schwierig, sich im Moment höchsten Genusses zu konzentrieren, also auch *nicht* zu vergleichen, nicht zu planen, nicht zu antizipieren.

Wer das kann und beherrscht: im Jetzt nicht an das Gleich zu denken, angstfrei, sorglos und in voller, liebender Konzentration beim gegenwärtigen Augenblick zu verweilen, ihn zu dehnen, zu intensivieren und selbstvergessen ganz bei *ihm* zu bleiben – der ist Meister in einer der schwierigsten Sparten der Lebenskunst.

Ich kenne, mich eingeschlossen, niemanden, der die Kunst vollkommen beherrschte. Nicht nur die exzentrische Temporalität des gelebten Zeithorizontes steht dem entgegen, sondern der geballte, gesammelte Druck der konsumistischen Sensationslogik, welche Medien, Kunst und Unterhaltung heute prägt. Der Genießer bewegt sich in einer Blase geronnener Zeit, die Uhren ticken nur schleppend noch, der Moment erstarrt in Verdichtung. Die Zeit wird dickflüssig, schwer, gewichtig. Ob die Lust immer „Ewigkeit will“ (F. Nietzsche), das weiß ich nicht sicher, aber mit Sicherheit braucht sie Zeit, viel Zeit und Entschlossenheit, alles andrängende andere beiseite zu schieben.

3. Passivität

Wirklicher Genuß beruht drittens auf der lebenskünstlerischen Technik der Passivität. Im Ernst! Glaubt es oder glaubt res nicht! Man glaubt es vielleicht intuitivshalber eher *nicht*, meinetwegen, aber am schwersten ist die Kunst, sich in der richtigen, vollkommenen Weise und gerade zur rechten Zeit: ... – *gehen zu lassen*.

Eine unverzichtbare Komponente allen Genießens ist das Vermögen, *nichts* zu tun. Wer einwenden möchte, dies sei der Aufgaben allerleichte, der irrt schwerwiegend, genauso wie sich derjenige täuscht, der glaubt, es handele sich dabei um eine harmlose, vom *common sense* längst erledigte Frage.

Wer die Diskurse um das gelungene Leben, das Glück, den Genuß und die Eudämonie in der Geschichte zurückverfolgt, findet in der Liste der

Vorwürfe, die man den Hedonisten macht, an prominentester Stelle den der *Faulheit*, *Schlaflaffheit* oder *Passivität*. Schon seit Platon, dem ersten großen Idealisten und Intellektualisten der Geschichte, macht sich unter Intellektuellen die Überzeugung breit, nur *das* könne zur Glückseligkeit eines Menschen beitragen, was mit den *Anstrengungen* des Geistes und den körperlichen Strapazen der Askese errungen werde. Diese hyper-aktivistische Polemik, welche intellektualistische und aristokratische Motive verklärt, richtet sich gegen die „gemeinen“ Genüsse des Volkes, der, bah! »*einfachen Leute*«.

Die »*niedereren*«, sinnlichen Lüste des Essens, des Weines, der Liebe oder der Musik sind für Anti-Hedonisten vor allem eines: *anstrengungslose* Genüsse. Verächtliche Lust des Gemüses also, Schweine-Lust, dem Menschen-Engel unwürdig...

Unsublimierte, nicht veredelte, nicht auf die Stufe schöpferischer Produktivität gehobene Triebe wollen in wollüstiger Passivität befriedigt werden. Anstrengungslose Freuden sind erschlichen, unverdient, niedrig. Diese Kritik ist im Laufe der Jahrhunderte so sehr in's allgemeine kulturelle Bewußtsein herabgesunken, daß man es fast als *topos*, als Gemeinplatz bezeichnen könnte. Verfluchte *topoi*!

Ich gebe zu, selbst diesen Zusammenhang lange Zeit übersehen und das Klischee nachgeschwatzt zu haben. Läßt man sich aber vom universalen epikureisch-hedonistischen Freispruch überzeugen, wendet man sich an die platonischen Idealisten und Menschheitsveredler mit einer schlichten Frage: – Warum? Platon hat ja selbst das Staunen an den Anfang der Philosophie gesetzt, also staunen wir ungeniert, verwundern uns und fragen:

Warum *eigentlich* sollen denn durch Anstrengung erworbene Genüsse höher stehen als die im seligen Nichtstun genossenen? Wahrscheinlich bekäme man darauf die Antwort: Weil sie größere Befriedigung eintragen. Aber das tun sie allenfalls, wenn überhaupt, weil die intellektualistische Propaganda so lange in diesem Sinne getrommelt hat. Das hedonistische »Du darfst!« besagt: Der Mensch ist schuldlos und frei. Nichts auf der Welt und schon gar nichts über oder jenseits der Welt zwingt ihn zu unentwegter Anstrengung, zu Aktivität und Produktivität. Es gibt eine Reihe vollendeter Genüsse, die nur in vollkommener, gelöster, von keinem Schuldgefühl und Tatendrang bedrängter Passivität erlebt werden können. Darin

haben die Anti-Hedonisten Recht: Dem Genießen wohnt überhaupt ein unabdingbares Maß an Passivität inne. Ohne Faulheit, Muße, süßes Nichtstun kann kein Genuß den ganzen Menschen durchdringen und mit Freude ausfüllen. Es ist kein Wunder, daß Genußfeindschaft und protestantische Arbeitsethik so gut zusammengehen. Man stelle sich vor: Ein lebensfrommer Christ träte vor Gott, der ihn streng befragte, was er mit dem verliehenen Kapital an Lebenszeit angefangen hätte, und dieser würde mit Stolz antworten: „Also... – *ICH habe jede Minute genossen!*“ Ich weiß nicht, wie Gott diese Auskunft gefallen würde – dem protestantischen Arbeits- und Pflichtethiker würde jedenfalls schep-pernd das Kruzifix von der Wand fallen.

Da wir am Ende der Arbeitsgesellschaft stehen, wird es nun höchste Zeit, das Nichtstun zu üben. Durch hemmungslosen Aktivismus ist ohnehin schon zuviel Unheil geschehen. Blaise Pascal meinte sogar, alles Übel der Welt entstünde, weil die Menschen nicht mehr ruhig im Zimmer sitzen könnten. Ich meine das ernst. So viele Menschen sind, plötzlich in den Ruhestand versetzt, dahingesiecht und gestorben, weil sie das Nichtstun nicht ausgehalten haben. Wir haben die Passivität verlernt. Das Gewissen beißt uns, wir werden fahrig und nervös, wenn wir versuchen, gar nichts zu tun. Einen wirklichen Hedonisten erkennen wir daran, daß er es genießen kann, einfach überhaupt nichts zu tun, wie eine Katze in der Sonne zu ruhen, oder, wie Jean- Jacques Rousseau es so verführerisch beschrieben hat, sich in einem Boot auf dem stillen See treiben zu lassen und träumend in den Himmel zu schauen – erfüllt vom Genuß, einfach dazusein. Viele Büro-Menschen, körperlich habituell unterfordert, können das nicht einmal in den Ferien. Sie brauchen den Lärm der Aktivitäten und Animateure, den Extremsport, die Erlebnisparks, den Touristentrubel. Damit, einige Stunden nichts zu tun und auf das Meer zu schauen, wären sie hoffnungslos überfordert.

Eine dritte Mikro-Technik des Genießens besteht also darin, das Nichtstun zu üben, ja systematisch zu trainieren, um in sich die leise, wärmende Freude puren Daseinsgefühls zurückzuerobern. Freilich: Nichtstun kostet nichts, verbraucht nichts, braucht keine verlängerten Öffnungszeiten und Kaufhäuser mit Erlebnis-Shopping. Das überlassen sie den Aktiven. Hedonisten haben zu viel damit zu tun, die Hände sinken zu lassen und ruhig zu werden.

4. Konzentration

Damit verbindet sich eine vierte Mikro-Technik des Genusses: die Konzentration. Wir haben schon den dialektischen Zusammenhang von Genuß und Verzicht angesprochen. Jeder Genuß enthält einen Verzicht. Sich von Eindrücken freudig erfüllen zu lassen verlangt, anderem Andrängenden nicht nachzugeben, konkurrierende Eindrücke abzuweisen, sich zu konzentrieren. Vielleicht ernte ich Proteste, aber ich behaupte, das richtige Genießen ist eine Form von Askese. Askese heißt wörtlich: Übung. Jede Lust entfaltet sich auf dem Grund einer Leere, eines vorübergehenden Mangels, einer Abwesenheit. Nietzsche hat vollkommen zu unrecht Epikur wegen seines kleinen Stückchen Käses, mit dem er »schlemmen« wollte, als grämlichen Spießer verspottet. Den Genuß, den das kleine Stückchen Käse in sich birgt, setze ich nicht frei, wenn ich den Teller mit anderen Dingen überhäufe. Die Konzentration ist nicht grämlich, sondern raffiniert.

Der Aufschub, die Verknappung, der Verzicht auf Alternativen steigert meine Lust am Vorhandenen, wer wollte das ernsthaft leugnen. Epikur war kein geringerer Genießer als Aristipp, bloß weil der üppige Bankette liebte – er war vielleicht sogar der intelligentere, kultiviertere und raffiniertere von beiden. Von Kritikern wird das immer durcheinander geworfen: Epikurs Ökonomie der Begierden diene nicht der Moral, sondern der verfeinerten Ästhetik, der Kultivierung des Geschmacks, der den erlesenen Moment und die intensiviertere Freude der oberflächlichen, quantitativen Anhäufung vorzieht. Epikurs Bescheidenheit und Mäßigung, seine vorsichtige reflektierende Durchmusterung des Angebots an Lüsten und seine Konzentration auf wenigere waren Ausdruck einer hedonistischen Ästhetik der Existenz. Mit der säuerlichen Körper- und Sinnlichkeitsfeindschaft Platons hat er nichts gemein. Welche Verfeinerung des Genusses mit Reduktion und Minimalismus erreicht wird, mag er erlauben, wer eine deutsches Tellergericht mit einem japanischen Sushi-Arrangement vergleicht.

Der Geist des Hedonismus lebt

Es gäbe wohl noch eine beträchtliche Reihe anderer Mikro-Techniken des Genießens, doch ich muß hier abbrechen. Über Kennerschaft und Sachverstand könnte man noch sprechen, über Ritualisierungen, über die gelungene Inszenierung von Genüssen, über die verfeinerten Formen des Schen-

kens, der Höflichkeit und der Distanz. Wir müssen es aber hiermit gut sein lassen. Man sieht auch schon, glaube ich, worauf es hinausläuft. Der Hedonismus hat es heute, wo ihm scheinbar gehuldigt wird, sehr viel schwerer als in Zeiten, in denen er bekämpft und unterdrückt wurde. Heute kämpft man weniger um die Legitimität des Genießens, als um die Verteidigung oder die eigentliche Rekonstruktion seiner Kultur. Alle Techniken und Wesenszüge wirklichen hedonistischen Genusses stehen quer und in Opposition zur dominierenden lebensweltlichen Alltagskultur der kapitalistischen Gesellschaft.

Der neue Hedonismus ist anti-konsumistisch, entschleunigend, reflektiv, passiv und kritisch. Er sieht in der großen kapitalistischen Maschine, die mit Hochdruck immer neue synthetische Begierden, nichtige Wünsche und trostlose Lust-Surrogate produziert, den eigentlichen Feind der hedoné. Er predigt keineswegs »Konsumverzicht«, er bestreitet lediglich, daß Konsum und Freude identisch sein müßten. Das ist ein großer Unterschied. Er ist weder medien- noch technikfeindlich, aber er versucht, das eigene »Wählen & Meiden« abzukoppeln vom Druck einer reklameförmigen vulgärhedonistischen Ideologie, die uns mit ihrer Definition von Glück und Lust überwältigen will.

Er durchschaut den Warencharakter und die Geldform der Dinge und Beziehungen, glaubt aber an Möglichkeiten der Verweigerung und der positiven, genießerischen List, die sich ihre Freuden und stillen Genüsse der allgemeinen Entfremdung abtrotzt. Den Geist Aristipps und Epikurs wachzuhalten und produktiv zu machen, ist mit Sicherheit nicht einfach. Wir finden diesen Geist nicht beim Nobel-Italiener, im Toscana-Urlaub oder auf der Erotik-Messe. Er blitzt da auf, wo es gelingt, über die Lust-Surrogate der glitzernden Warenwelt herzlich zu lachen; wo der Privat-Partisan der Lüste sich seine Momente heller Daseinsfreude dort stiehlt, wo es nichts zu kaufen gibt und, auftauchend, wo man ihn nicht erwartet, die Parole ausgibt: Verschwendung ist geil!

Der hedonistische Freispruch gilt noch immer, er suspendiert noch immer von jeder Angst und Bedrückung, er akzeptiert die alten Götter nicht und nicht die neuen, die den gelassenen Lebensgenuß durch hektischen Konsumstreß ersetzen wollen. Im umrissenen philosophischen Sinne

müssen wir wenig, dürfen aber fast alles. Wir dürfen uns freuen. – War das nicht einmal sogar die Botschaft des Weihnachtsfestes?

Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie an den Festtagen noch weitaus besseres zu tun haben werden, als Ihre »Einkäufe zu genießen«.

Ich danke Ihnen!

